Vom Schweizerischen Büchermarkt [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574637

Nutzungsbedingungen

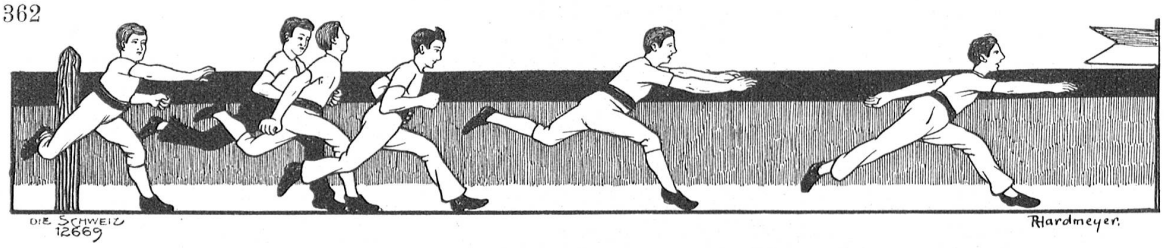
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Elmers empor. Sie gehört durchaus nicht zu den Menschen, die andern neugierig über die Hecken spähen, um zu erforschen, ob und wie die Blumen und Pflanzen in den verschiedenen Lebens- und Ehegärten gedeihen, und es kommt vor, daß Ereignisse, die Fernerstehende längst vorausgesehen und in ihren Konsequenzen wortreich erwogen und beredet haben, für sie eine heftige Ueberraschung bedeuten, weil sie arglos wie ein Kind an den Dingen vorbeigeht, dies betrachtend, anderes ignorierend. Ihr gesunder, immer durch das eine oder andere lebhaft beschäftigter Sinn sieht in den meisten Fällen nur die Tatsachen, aber nicht ihre Entwicklung.

Eifrig und warm in ihrer ehelichen und mütterlichen Zärtlichkeit und Liebe wird sie heute auf einmal ernstlich stutzig über den kühlen Ton, mit dem Elmers von seiner Gattin und seinen Kindern spricht. Maria Bühlau hat sich nach Frauenart natürlich oft und eingehend nach Richard Elmers Gattin erkundigt, die sie nur einmal gesehen, zart und knospenhaft, mit scheuen Augen und einer Neigung zum Träumen, die einen feinen Bestandteil ihres Wesens ausmachte.

Damals, als Richard Elmers sein junges Weib den Freunden in Zürich vorstellte, hat Maria für die mädchenhafte Frau, obwohl sie ihrem eigenen kräftig gesunden Wesen durchaus entgegengesetzt, eine warme Sympathie empfunden und diese während der langen Jahre auch treu bewahrt, sodaß ihre Fragen nun unverdrossen Sturm laufen gegen des Mannes Einsilbigkeit. Das flüchtige Verwundern, das ihr zuweilen gekommen über des Architekten wortarmes Verhalten speziell diesen Erkundigungen gegenüber, hat ihre Natur alsbald wieder unterdrückt mit der Beruhigung: „Dies wird eben seine Art sein!"

Aber heute ist ihr Verwundern nicht so leicht beiseite zu schieben, es spaziert herum auf den unbekannten Pfaden der Elmersschen Ehe und stellt seine unruhigen Fragen.

Marias Stimme klingt merkwürdig zerstreut, als sie sich an den Architekten wendet: „Werden Sie noch lange in Zürich bleiben?"

„Ich weiß es nicht," gibt der Gefragte zurück; „Zürich übt seinen starken Zauber auf mich aus." Des Mannes Augen blitzen: „Es sind mir wertvolle neue Gedanken hier gekommen, und ich habe ausgezeichnet und mit einer erstaunlichen Leichtigkeit schaffen können!"

Ein flüchtiger Blick streift Hedwig Mertens, von der man nicht weiß, ob sie in die tröpfelnde Unterhaltung hineinlauscht oder nicht.

Jetzt richtet sich das Mädchen aus seiner Versunkenheit empor, wirft einen Blick in das weite Zimmer, dessen Tiefen in Dämmerung gehüllt sind, und steht auf: „Ich muß gehen!" sagt sie mit einer sonderbar bedeckten Stimme.

Hedwig Mertens Schlankheit hebt sich ruhig ab von dem zitternden Lichtschein im Hintergrund. Ein elastischer, kräftiger Körper, zu dem der eigentümlich gespannte, nervöse Zug um den Mund nicht recht passen will!

Elmers betrachtet das Mädchen forschend — so — ohne ein Wort zu sagen, und Frau Maria bittet lebhaft: „Aber kannst du nicht den Abend mit uns verleben, Hedy? Es würde meinen Mann sehr freuen und die Buben auch; du bist lange nicht mehr mit uns zusammengewesen; Ernst hat schon nach dir gefragt . . ."

„Ich muß wirklich gehen, Maria," beharrt Hedwig; „ich habe in letzter Zeit nicht viel gearbeitet, und ich sollte anfangen, dies nachzuholen" — Sie versucht zu scherzen — „Ich habe ordentlich Scheuklappen angehabt in diesen Wochen und hab' mich gehütet, den Kopf in die Richtung zu wenden, wo meine Arbeit liegt; aber einmal muß ich sie doch fertig machen, das siehst du ein!"

Trotzdem Hedwig in leichtem Tone gesprochen, hat sich der nervöse Ausdruck in dem klaren Gesicht verschärft.

„Ach, mit den Scheuklappen, das wird so schlimm nicht sein, du Liebling aller Professoren! Du brauchst deine Begabung ja wirklich nur in Tätigkeit zu versetzen, Hedwig, und der Erfolg ist dir gewiß!"

Mit wohlgefälligem Stolz blickt Frau Maria die junge Freundin an.

Elmers reckt seine kraftvollen Glieder: „Sie gestatten, Fräulein Mertens, daß ich Sie begleite?" Ein bittender, ungeduldiger Blick trifft das Mädchen, das einen Augenblick mit der Antwort zögert.

„Wie Sie wollen!" sagt da Hedwig Mertens.

(Fortsetzung folgt).

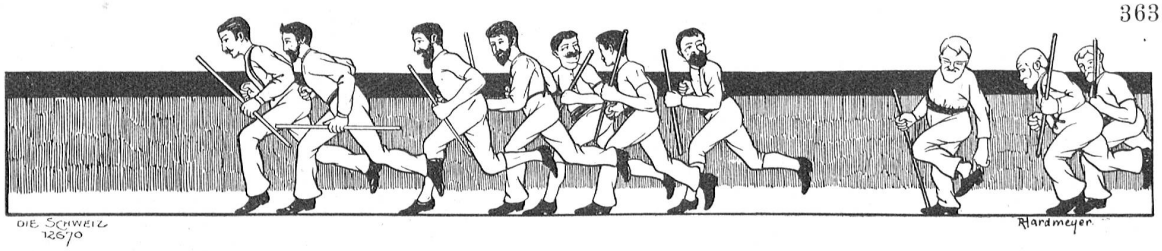
Vom schweizerischen Büchermarkt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

May vergißt nicht hervorzuheben, daß die Heimat dieser gesunden Auffassungen, England, heute in Anbetracht der zunehmenden Konkurrenz der wissenschaftlicher, methodischer geschulten Nationen immer wieder vor die Forderung der Erziehungsreform gestellt, zwar den Unterricht immer mehr den kontinentalen Programmen anzunähern trachtet, aber die hergebrachte Verwertung der schulfreien Zeit im Sinne der physisch-moralischen Entwicklung mit Zähigkeit festhält. Keine Frage auch, daß die Vorteile der Neuerungen mit der Preisgabe dieser Traditionen zu teuer erkauft wären. Der schwungvolle Korpsgeist, der aus diesen Spielen der Schuljahre erwächst, hat dem Briten auch etwas von der militärischen Erziehung zur Disziplin und zum Staatsbürger ersetzt, und der eigene, der Ehrgeiz im Sinne des „Einer für alle", wie er da gezüchtet wird, bringt dem Jüngling außer der zivilen Tugend die ihm persönlich vorderhand noch wichtigere und auch der Nation als Allgemeinheit so wertvolle Trainierung, welche die Abstinenz von Exzessen jeder Art, Alkohol vor allen zur Voraussetzung hat.

Jeder, der die englischen Schulen kennt, hat sich auch überzeugen können, daß die Frühreife in den männlichen Formen



des Verkehrs von Knabe zu Knabe, von Jüngling zu Jüngling, die dem jungen Engländer auf sein zwanzigstes Jahr jenen Charakter des Fertigen geben, wie wir ihn zuweilen auf das dreißigste erhalten, aus diesem kameradschaftlich verbundenen Aufwachsen zum guten Teil herzuleiten ist.

Das vorherrschende System im britischen Unterrichtsbetrieb ist bekanntlich dasjenige der Boardingschool. Es wird kaum von allen Leuten bewußt um dieser Resultate willen bevorzugt. Wie viele Familien haben ihren Herd, den Geschäften oder dem Amte folgend, über das Reich verstreut, das die Erde umfaßt! Viel beweglicher und um dieser Größe seiner Heimat willen über die Erde hin zu Hause, hat sich der Brite so oft von seinen Kindern zu trennen, zieht er es so oft vor, seinen Buben die Schule zum Haus werden zu lassen. Diese Veranlassung zur breiten Entwicklung des Privatschulsystems, der Pension, des Instituts, wie wir sagen würden, spielt bei uns entfernt nicht die gleiche Rolle. Aber wenn das neu sich reckende System bei uns sich durch so glückliche Resultate bewährt, wie es den Anschein hat, dann wird es auch bei uns nicht ausgeschlossen sein, daß selbst da, wo das Elternhaus vorhanden ist, der Boardingschool der Vorzug gegeben wird: Familien, die ihren Kindern nicht nur Gutes, sondern auch Nachteiliges zu bieten haben und anwachsen lassen, gibt es ja auch bei uns. Eines freilich unterscheidet ein gewisses schweizerisches Milieu noch recht bedeutsam vom entsprechenden englischen: die Opferfreudigkeit. Es gehört zu den Ehrentiteln der britischen Bourgeoisie, daß sie sich für eine gute Primar- und Mittelschulerziehung nötigenfalls schwer drückende Opfer auflegt, werde dann, was wolle. Bei uns ist, trotzdem viel wackere Eltern für ihre Sprößlinge Blut schwitzen, der Idealismus noch immer nicht so groß wie im Geldland Albion, wo vor der Frage der Erziehung das Geld gar nichts zu bedeuten scheint.

Wenn nun schon das britische Erziehungssystem, selbst das alte, der intellektuellen Schulung nicht in dem Maße, wie es nach der Zeiteinteilung den Anschein hat, Eintrag tut, indem ein gestählter Wille und Körper der geistigen Anstrengung schließlich immer besser gewachsen ist, so denkt der Verfasser doch nicht etwa daran, Aenderungen an unserem an sich bewährten Programm vorzuschlagen, sondern er möchte für einmal lediglich dem „mechanischen" Turnunterricht obligatorische Turnspiele auf viel breiterer Basis an die Seite stellen, mit jährlich sich wiederholenden Wettkämpfen zwischen den einzelnen Verbänden. Die schweizerischen Kadettenkorps sind an sich sehr lobenswerte Institutionen und erfüllen sicher ihren Zweck, wenn auch bei der rein militärischen Form der Ausbildung der einzelne mehr nur eine Nummer ist, ohne das Recht zu einer eigenen Meinung. Außerdem beruhen häufige Ausnahmen auf Freiwilligkeit, sodaß gerade diejenigen Knaben, die eine militärische Zucht am meisten benötigen, fernbleiben können. Die jetzt überall aufblühenden sportlichen Vereine aller Art, die ihren Zweck für ihre Mitglieder gewiß vortrefflich erfüllen, sind meist zu teuer und schon darum nur einer Minorität zugänglich, vermögen aber vor allem um ihrer freien privaten Existenz willen auch wieder gerade die nicht zu erreichen, die es am nötigsten hätten.

Soweit die „modernen Gedanken".

Der zweite Abschnitt „Die Boys Brigade" macht uns mit der von einem Sonntagsschullehrer in Glasgow mit einem Anfang von dreißig Knaben und zwei jüngern Freunden gegründeten, heute mit über neunzigtausend Knaben über das ganze Reich verbreiteten, militärisch organisierten Sonntagsschule bekannt, deren Mitglieder durchwegs zur ärmern Bevölkerung gehören, die weder Zeit noch Mittel besitzt, ihre Kinder regelrecht zu erziehen. Militärischer Drill und Turnspiele, Ambulanzunterricht, gymnastische, athletische und Schwimmübungen, Lese- und Spielzimmer werden den Jungen in dieser Organisation zugänglich gemacht. Es ist ein charmantes Kapitel, wie uns der Verfasser aus seiner Erinnerung in eines dieser Institute hineinführt, es ist eine wahre Freude, dem Treiben der jungen Schar beizuwohnen und zu folgen, das ganze Werden und Wirken der Institution sich veranschaulichen zu lassen. Es ist keine Frage, daß wir es hier mit einer der bewundernswertesten Leistungen der unternehmenden britischen Philanthropie zu tun haben. „Spielerei!" wird mancher bei uns über gewisse Einzelheiten kopfschüttelnd antworten. Darauf wäre zu sagen, daß sich eben in den Spielen der Charakter eines Volkes zum guten Teil ausdrückt. Daß wir Schweizer trotz unserem Nationalspiel das sind, was wir sind, kann nur als Ausnahme die Regel bestätigen.

Vom Sonntag ist man ausgegangen; man weiß gar bald soviel miteinander anzufangen, daß auch die Wochenabende dazutreten, bis ein ganzes Wochenprogramm da ist. Der Eintritt ist nicht unter zwölf Jahren zulässig, und nach zurückgelegtem siebzehntem Altersjahr muß der Austritt erfolgen. Er soll meist herzlich ungern geschehen.

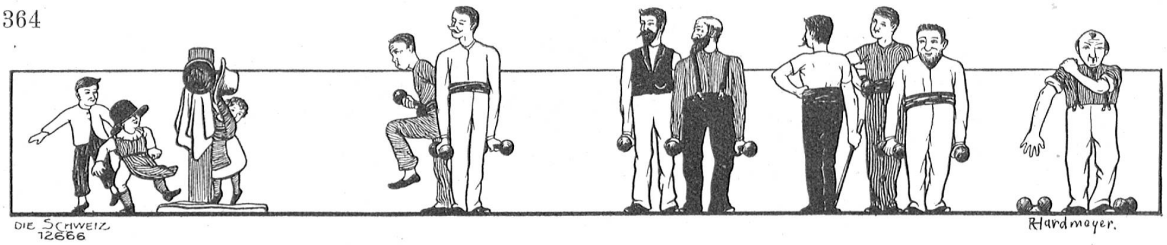
Um uns die Organisation noch lebhafter einzuprägen, gibt uns der Verfasser im dritten Teil eine Uebersetzung nach dem frisch geschriebenen packenden Prospekt und meint, die einen und andern dieser Prinzipien ließen sich wohl mit unserm militärischen Vorunterricht kombinieren. Speziell aufs Land und in die Fabrikstädte möchte er diese eigenartige Militarisierung der Erziehung empfehlen, indem er das übrige Terrain mit der Zunahme der Sportspflege, wie wir sie heute haben, für gewonnen hält.

In IV und V, Sporterziehung und Hygieinische Gruppenerziehung, entwirft May nun das Programm für unsere Verhältnisse. Er weiß da überzeugend zu reden und scheint bei der Rechenschaft, die er sich von diesem Anpassungsproblem gemacht, kaum ein Item von Bedeutung übersehen zu haben. Man darf gespannt sein, was er und die mit ihm gehen, uns in den nächsten Jahren zu zeigen haben. Fruchtbare Anregungen dürften auf jeden Fall von unserm zuversichtlichen jungen Führer ausgehen. Möchte nicht all der Same ins Steinichte fallen!

II.

Mit der Erziehung nicht nur der Jugend, sondern ebensosehr oder mehr noch der Erwachsenen hat die kleine, aber inhaltsschwere Schrift von Professor Dr. Paul Dubois, dem viel genannten Nervenarzt an der Berner Hochschule, zu tun, die im selben Verlag A. Francke in Bern erschienen und von Dr. med. E. Ringier in Kirchdorf ins Deutsche übersetzt worden ist: Ueber den Einfluß des Geistes auf den Körper. Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß alles Philosophieren, alle Ideologie sorgfältig ferngehalten, in anspruchsloser und bestimmter Form Erwägungen und Früchte der Praxis und ausschließlich der Praxis ausgesprochen werden. Und wer sich nicht schon auf den bloßen Namen hin dem vollen Vertrauen auf die schärfste Sachlichkeit hingeben wollte, der fände sich schon auf den ersten Seiten über die Zuverlässigkeit dieser kleinen Anleitung beruhigt. „Wenn ich mir nun auch in erster Linie die Aufgabe gestellt habe, den Einfluß des Geistes auf den Körper nachzuweisen, so scheint es mir doch im Interesse eines bessern Verständnisses geboten, vorerst das gegenteilige Problem ins Auge zu fassen und in gedrängter Kürze den Einfluß des Physischen auf das Psychische einer kritischen Prüfung zu unterwerfen."

Im Hinweis auf die geistigen Zustände und Fähigkeiten über die Gesetze der Vererbung und die Verhältnisse der Prädisposition orientierend, bezieht Dubois in deren Wirkungskreis auch die moralischen Charaktereigenschaften ein. So weit die Folgen zerebraler Entartung nach ihrer intellektuellen und moralischen Aeußerung auseinanderzuhalten sind, festzuhalten bleibt immer, daß sie vorwiegend physisch bedingt sind. Aber die Abhängigkeit im ersten Anfang, direkt aus der Zeugung heraus, ist eben erst noch lange nicht alles. Von dem Zustand des Gehirns bleibt allezeit jede seiner Funktionen abhängig oder beeinflußt, jeder Gedanke, bis in die höchsten gedanklichen



Kundgebungen hinauf, unser ganzes geistiges und sittliches Leben. Wobei die Metaphysik gar nichts verschlägt, überhaupt die Frage nach dem Wesen des Gedankens als unlösbares Problem beiseite gelassen wird. „Ob man in dem Gedanken eine Frucht der Hirntätigkeit erblicke oder ob man als überzeugter Spiritualist das Gehirn nur als das wunderbare Werkzeug auffasse, dessen sich die unkörperliche Seele zu ihrer Offenbarung bedient," ob Schöpfer oder Werkzeug der Entstehung des Gedankens, bewirkend oder bloß mitwirkend, bestimmender Anteil verbindet es untrennbar mit dem Produkt. Kein Bewußtseinsvorgang, der nicht dieses Medium zu passieren hätte. Die religiöse Philosophie hat sich auch dieser Tatsache nicht verschlossen, so ausschließlich sie dem Materialismus dienstbar scheint. Der Verfasser versäumt nicht, die summarische Formulierung seiner plastischen Darlegungen dem Munde eines hervorragenden französischen Prälaten zu entnehmen.

Soviel, was den außer uns liegenden Verhältnissen einzuräumen ist.

Aber nun fährt der Verfasser fort:

Sind wir denn wirklich dazu verurteilt, für immer das Joch tragen zu müssen, das die Macht der Erblichkeit und der physikalischen Naturkräfte uns auferlegt, etwa so wie ein Baum, der nicht nur je nach dem Keim, dem er entsprossen ist, entweder gut gedeiht oder verkrüppelt, sondern der zudem noch beständig allen Unbilden der Witterung ausgesetzt ist? Steht uns denn hier kein weiser Gärtner zur Verfügung, um die ursprünglich schief angesetzten Zweige gerade zu richten und am Spalier festzuheften oder den Baum, respektive dessen Früchte, durch gute Pfropfreiser zu veredeln?

„Ja freilich, bis zu einem gewissen Grade sind wir imstande, die schlimmen Folgen der erblichen Anlage zu bekämpfen und uns dem schädlichen Einflusse der äußern Agentien zu entziehen. Und dazu gelangen wir auf dem Wege unserer Selbsterziehung."

„Selbsterziehung". Ein verbrauchtes Wort, wird mancher sagen. Gewiß. Schon die großen Philosophen und Phrasenphilosophen der Antike haben damit gewirtschaftet, daß nun schon das Mißtrauen daran alt genug, wohl so alt wie die Parole selber. Was soll denn heute damit zu holen sein? Und gar: was will damit einer, der uns eben erst in die hintersten Winkel unseres Illusionenlabyrinths hineingezündet und jede letzte Anmaßung nach Freiheit, die das liebe Ich sich noch bewahrt haben mag, verscheucht hat? Bescheiden genug wird das sein, was der unserer Selbstbestimmung noch lassen mag und gar unterstreichen, predigen mag. Bescheiden gewiß. Aber doch wohl zuverlässig, solid, so solid zuverlässig, wie er unerbittlich solid im Vorausgeschickten ans Werk gegangen ist.

Wenn das Gehirn bei jedem geistigen Vorgang handelt, beziehungsweise mithandelt, so wird es auch in Mitleidenschaft, beziehungsweise Leidenschaft gezogen. Es ist zugleich auch Objekt, Gegenstand einer Einwirkung. Wir können uns einrichten, diese Einwirkungen einigermaßen zu regulieren, die einen mehr, die andern weniger herankommen lassen. Wir können es trainieren. Wir können sie ihm zur Gewohnheit werden lassen, ihm einen Pli geben. Durch Nachlässigkeit kann es ein unvorteilhafter, verhängnisvoller Pli werden, durch die rechte Aufmerksamkeit ein guter.

Nachdem Dubois soviel herausgestellt, kommt er einen Schritt weiter mit der Frage: „Sind wir imstande, auf dem Wege des Geistes, durch selbsterzieherische Bestrebungen, der Krankheit auszuweichen, d. h. die Entstehung gewisser funktioneller Störungen zu verhüten oder bereits bestehende zum Nachlassen oder gänzlichen Verschwinden zu bringen? Diese Frage beantworte ich mit einem kühnen: Ja!"

Wo kann der Geist arbeiten und einsetzen? Wo kann er es nicht?

Er kann es nicht bei chirurgischen Affektionen, bei Infektionskrankheiten, bei jenen zahllosen organischen Leiden, die entweder auf erbliche Anlage oder auf mißliche hygieinische Verhältnisse zurückzuführen sind.

Er kann es, wo es nicht organische Veränderungen sind, die zur Krankheit geführt, sondern der Geist die verhängnisvolle Rolle spielt. „Sogar im Verlaufe rein körperlicher Krankheiten treten häufig ausgesprochene psychische Symptome zutage, die in erster Linie durch unsern Seelenzustand bedingt werden." Der Feind, dem wir geistig auf den Leib rücken können, ist der große, große Feind unserer Zeit vor allen: die nervösen Krankheiten.

Wenn das Tier Schmerz empfindet, so bleibt zwar ein bei den höher organisierten sehr wahrnehmbarer Eindruck haften und der Instinkt wird in entsprechender Richtung beeinflußt. Der Mensch, der sich ganz anders davon Rechenschaft gibt, beschäftigt sich damit, läßt seine Einbildungskraft darum arbeiten, Reflexionen werden zu Befürchtungen. Der Feind nimmt uns viel mehr in Anspruch, wächst mit dem Bewußtsein auch für unsere Empfindung.

Wollen wir uns seiner erwehren, so müssen wir ihm das Einsetzen verwehren. Die Letzi, wo es gilt, ist einmal unser sehr reizbares Sinnenleben, dann unsere gemütliche Erregbarkeit.

Wie nun wehren? Ein Gewicht hebt man durch ein Gegengewicht auf, einen Eindruck durch einen Eindruck, eine Vorstellung durch eine Vorstellung, einen Gedanken durch einen Gedanken. Wenn uns Kälte, Nässe, Hitze, grelles Licht, Lärm peinigen, „auf die Nerven geben", so kann die Ermüdung uns niederdrücken, reizbar, halb oder ganz krank machen, jenachdem sie unser ganzes Aufnahmefeld ungeteilt oder vorwiegend beherrschen, unser Bewußtsein ungeteilt ihnen offen steht. Wie vieles aber geht um uns vor den lieben langen Tag, was wir gar nicht beachten, an das wir uns, wenn hernach davon die Rede, gar nicht erinnern! Was spielt uns unsere Zerstreutheit für Streiche! Wer hat nicht schon gesehen oder erlebt, wie einer, in Gedanken versunken, offenen Auges in eine Droschke hineinläuft oder mit seinem Nächsten zusammenprallt? Oder ich sehe zum Fenster hinaus, und mein Auge geht nur auf einen der in seinem Gesichtsfeld stehenden acht Blumenstöcke. Geschweige denn in einer Gemäldegallerie! Passiert es uns nicht häufig, daß wir erst auf einer Photographie sehen, was alles ein uns längst vertrauter Raum enthält?

(Fortsetzung folgt).

❋ Vaterland ❋

O heil'ge Erde meines Vaterlands,
Ihr blauen Seen, du weißer Firnenkranz,
Dich, Heimat, grüß' ich als dein freier Sohn!
Wo immer ich in fernen fremden Landen,
Zurück zu dir sich Herz und Blicke fanden,
Die nie sich beugten als vor deinem Thron!

In Waffen stehen treu wir Brüder Wacht,
Und rufst du, Mutter, uns für dich zur Schlacht,
Wir wissen: Du hältst über uns die Hand!
Dann blitzt dein ew'ger Glanz auf den Gewehren
Von Männern, die noch ihre Heimat ehren,
Die kämpfen, sterben für das Vaterland!

Doch sinkt mein Tag in deines Friedens Gold
Und ist mein Leben klein vorbeigerollt,
Nimm du mich, Erde meines Vaterlands!
Hin zu den andern Söhnen laß mich ziehen
Und selig ruh'n, wo deine Höhen glühen,
Wo mir zu Häupten wacht dein Firnenkranz!

Konrad Falke, Zürich.